

Biehener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biehener Anzeiger (General-Anzeiger).



Der endlose Weg.

Roman aus Sibirien. Von J. Drenham.

Autorisiert — Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Marja Petrowna weinte, als müsse ihr das Herz zerbrechen, denn jedes Kind in Irkutsk wußte, daß die Straße nach Werjinsk voller Gefahren war; überflutet mit fast immer von reißenden Flüssen, so unwegsam, daß Pferde und Kutscher oft genug sich die Hälse brachen; belagert von Räuberbanden. Aber sie verbiß ihren Schmerz und machte sich mit Katia an die Reisevorbereitungen, während Iwan Fline in die Schmiede ging, um mit Stepan zu sprechen.

„Könnte nicht ich an deiner Stelle gehen?“ fragte Stepan sofort.

„Nein, mein Sohn. Das würde Paschkin nicht dulden. Und auch ich will es nicht. Denn ich bin eine Art Henker und muß Männer aufhängen lassen auf Paschkins Befehl. Zum mindesten bringe ich Todesurteile nach Werjinsk.“

„Wirfst du es tun, Vater?“

„Ich muß sehen und hören zuerst.“

„Ah, dieser Paschkin! Wir sind hilflos in seine Hände gegeben.“

„Es gibt noch einen Gott. Und einen Zaren!“ sagte der Vater.

„Der Himmel ist hoch und der Zar ist weit,“ knurrte Stepan. „Welche Pferde nimmst du, Vater?“

„Die beiden Braunen. Paschkins Name genügt, um mir überall weitere Pferde zu verschaffen.“

„Zweifellos,“ sagte Stepan, sich an seine eigene Reise für Paschkin erinnernd. „Trotz alledem — es ist eine furchtbare Reise, Vater. Auf alle Fälle mußt du mich mitnehmen, wenn ich nicht an deiner Stelle gehen kann.“

„Nein, du wirst zu Hause bleiben. Du bist nötig hier, wenn mir etwas zustößen sollte —“

Eine furchtbare Wut kam über Stepan.

„Mein Gott, dann werde ich —“

„— dann wirst du für deine Mutter und dein Weib und dein Kind sorgen!“ sagte Iwan Fline, der Schmied, ruhig. Binnen einer Stunde war er fort.

Die Tage vergingen, und in der Schmiede rechnete man klopfenden Herzens jeden Tag aus, welche Wegstrecke der Vater schon zurückgelegt haben konnte. Schwere Zeiten waren es für alle, und wie ein dunkler, schwarzer Schatten hatte es sich über das sonnige Glück im Hause gelegt. Eine Reise von sechshundert Meilen war an und für sich gar nichts so Unerhörtes in diesem riesigen Land, in dem Entfernungen und Zeit so gar keine Rolle spielten. Aber — obgleich die sechshundert Meilen nach Werjinsk unter günstigen Verhältnissen in zehn Tagen ganz gut zurückgelegt werden konnten, so war doch gerade diese Straße nach dem höchsten Norden von gefürchteter Gefährlichkeit. Da waren die Flüsse, die Wegstrecken, die Tungenen . . .

„Jetzt ist er dort!“ versicherten sie sich gegenseitig am zehnten Tag.

Aber im innersten Herzen fügte ein jeder in heimlicher Angst hinzu:

„Wenn er nur dort ist! Mein Gott, wenn ihm nur nichts passierte . . .“

Marja Petrowna wurde fast trübsinnig und lächelte nicht einmal, wenn sie die kleine Katinka in ihren Armen hielt. Um ihre Willen bemühten sich Stepan und Katia, frohe Gesichter zu machen und ihre Angst nicht zu zeigen, aber auf ihren Herzen lastete es wie schwere Bürde und bangsorge. Am zwölften Tag kam der Konvoi mit den Silberbarren aus Werjinsk in Irkutsk an, und Stepan rannte voller Angst nach dem Gouvernementsgebäude, um sich zu erkundigen, ob die Männer seinem Vater begegnet seien.

Das erste, was er sah, waren zwei furchtbare schwarze Schatten, die hoch droben vom Dachgiebel herabbaumelten, hin- und herschwappend im Winde — zwei der Führer des Konvois. Paschkin hatte sie kurzerhand aufhängen lassen. Ein Exemplar mußte statuiert werden — — — Diese Hinrichtung würde zweifellos starken Eindruck machen in Werjinsk. Die anderen Männer zitterten vor Entsetzen und konnten kaum Antwort geben auf Stepan's Fragen in ihrer Angst und Verwirrung. Einen nach dem andern fragte Stepan, konnte aber nicht das Geringste über seinen Vater erfahren. Die große Straße nach dem Norden hatte Nebenwege hier und dort, Schleifen, die für schwerbeladene Telegas wie diejenigen des Konvois mit den Silberbarren als besser passierbar galten. Der alte Fline dagegen mit seinem leichten Tarantak hatte wohl den kürzesten Weg gewählt. Gesehen hatten die Männer vom Konvoi ihn nicht. Dagegen berichteten sie, daß die Straße stellenweise überschwemmt sei und in den Hügeln tiefer Schnee liege.

Der Schnee würde seinem Vater ja vorwärts geholfen haben, dachte sich Stepan; er hatte dann statt des Tarantak einen Schlitten benötigen und so weit rascher reisen können. Trotzdem sorgte er sich und mußte sich sehr zusammenschmen, um zu Hause nicht zu verraten, wie sehr er sich darüber ängstigte, daß der Konvoi dem Vater nicht begegnet war.

„Nun tritt er den Heimweg an!“ sagten sie am zwanzigsten Tag und taten ihr Möglichstes, auch wirklich überzeugt davon zu sein. Doch vermieden sie es, einander in die Augen zu sehen, damit sie sich nicht verrietten, und Marja Petrownas mütterliches Gesicht wurde hager und faltig. Dann schöpften sie wieder Hoffnung, und endlich hieß es:

„In zwei Tagen wird er hier sein.“

Die Stunden verrannen.

„Er sollte eigentlich heute ankommen; kommt er aber wirklich nicht, so bedeutet das noch lange nichts Schlimmes. Was ist ein Tag bei einer so langen Reise!“

Und wieder verrannen die Stunden.

Der Tag verging, und die Hausarbeit ruhte, und Stepan tat keinen einzigen Hammerschlag in der Schmiede; die drei Menschen lebten nur in dem einen Gedanken, in dem

einen sehnächtigen, angstvollen Warten. Ein Festmahl hatten sie dem Vater bereitet, zum jubelnden Willkommen; doch die Speisen verdarben, denn er kam nicht, und sie hatten keine Lust zum Essen. Endlich legten sie sich müde nieder zum Schlafen:

„Morgen wird er kommen!“

Aber keiner von ihnen fand Schlaf in jener Nacht, noch in der nächsten Nacht, denn Zline, der Schmied, kam auch am andern Tag nicht. Zwei, drei, vier Tage vergingen, und aus dem angstvollen Sorgen wurde eisige Furcht. Der letzte Funke von Hoffnung war erloschen.

„Ich gehe zu Paschkin!“ sagte Stepan plötzlich.

Da fielen sich die beiden Frauen weinend in die Arme, denn jetzt wußten sie, daß auch Stepan daran verzweifelte, seinen Vater jemals wiederzusehen.

„Ah, Stepan Iwanowitsch, du bist es? Hast du von deinem Vater gehört?“ knurrte Paschkin, als Stepan endlich vorgelassen worden war.

„Nein, Erzellenz. Wir beginnen, in schwerer Sorge um ihn zu sein. Wir fürchten —“

„Was fürchtet Ihr?“

„Wir wissen es selbst nicht, Erzellenz. Aber er hätte schon längst zurück sein müssen.“

„Allerdings. Aber die Straße ist schlecht und stellenweise überschwemmt, wie man mir meldet. Wir werden noch zwei Tage warten.“

„Und wenn er auch dann nicht kommt, Erzellenz?“ Paschkin zuckte die Achseln.

„Ich möchte nach meinem Vater suchen, Erzellenz.“

„Wo?“

„Zwischen hier und Werjinst.“

„Um. Das ist ein weiter Weg und eine schwierige Aufgabe. Aber du verstehst es ja, rasch zu reisen, Stepan Iwanowitsch. Ich gebe dir die Erlaubnis.“

„Und Eure Erzellenz gestatten mir, offiziell im Namen von Erzellenz zu reisen?“

„Ja. Melde dich bei mir in zwei Tagen,“ brummte Paschkin, und Stepan ging verjorgt nach Hause, um die Vorbereitungen für die Reise zu treffen.

„Mußt du denn gehen?“ fragte Katia totenblaß, als er es ihr sagte.

„Was bleibt uns sonst übrig, Katinka?“ sagte er, sie zärtlich streichelnd, während sie sich an ihn anklammerte, als könne sie ihn nicht lassen. „Ich muß nach ihm suchen. Er mag krank in Werjinst liegen oder irgendwo an der großen Straße. Irgend etwas ist ihm zugefallen, sonst würde er hier sein. Ich muß gehen. Lieber das Schlimmste wissen als dieses Hängen und Bangen.“

„Ja, du kannst nicht anders,“ sagte sein Weib in verzweifelter Ruhe. „Deine Mutter zermartert sich das Herz vor Angst. Aber du wirst so vorsichtig sein, wie du es nur sein kannst, Stepan? Wenn du nicht zurückkommen würdest zu mir, Stepan —“

„Ich werde mein Bestes tun. Und du wirst gut zu Mutter sein, Kleine, und sie aufheitern, während ich nicht da bin?“

„Ach, ich werde ja selber keine ruhige Stunden haben, bis du wieder da bist,“ rief sie schluchzend. Fast wäre er schwach geworden. Aber der Weg lag ja so klar vor ihm, es war offenbar seine Pflicht, zu reisen!

Als die beiden Tage vergangen waren und Stepan von Paschkin die Pässe erhalten hatte, die ihn ermächtigten, Pferde und Hilfe in Anspruch zu nehmen, wo immer es ihm gut dünkte, trat er die Reise an, mit Feodor Sabine, einem der Gefellen aus der Schmiede, als Begleiter. Zwar raubte dies der Schmiede eine Arbeitskraft, die eigentlich dringend gebraucht wurde; aber Katia hatte ihn so lange gebettelt, doch nicht allein zu reisen, daß er schließlich nachgegeben hatte. Der Abschied wurde ihm so schwer wie den Frauen, die ihn immer und immer wieder umarmten und küßten und endlich weinend niederknieten vor dem Heiligenbild im Wohnzimmer, während in der Ferne das Geläute seiner Tarantakglocken erklang.

Sieben Tage lang waren Stepan und sein Begleiter imhinde, die Spuren von Iwan Zline von Station zu Station und Haus zu Haus zu verfolgen. Ueberall, wo der Schmied Pferde gewechselt hatte, erinnerte man sich wohl an den alten Mann, der in so hastender Eile für Paschkin reiste.

Auf der ersten Station fanden sie die beiden Braunen, die der Schmied dort gelassen hatte, und fuhren mit ihnen bis zur nächsten Station. Sie waren nur langsam vorwärts gekommen im großen und ganzen, denn oftmals an jedem Tag

mußten sie Stellen passieren, so voller Löcher, so gefährlich, daß ein unachtsamer Fahrer oder einer, der über schnellem Vorwärtskommenwollen die Vorsicht vergaß, ein Duzendmal im Tag in sein Verderben hätte rennen können. Derartige Stellen suchten sie jedesmal voller Angst sorgfältig ab, um zu ihrer unbeschreiblichen Erleichterung immer am nächsten Halteplatz zu hören, daß Iwan Zline, der Schmied, dort vorbeipassiert sei und frische Pferde requiriert habe im Namen Paschkins.

Als sie Werjinst immer näher kamen, wurde Stepan's Herz leichter, und er begann, zu hoffen, daß sie ihn dort in den Minen finden würden, krank, oder aufgehalten durch irgend einen unberechenbaren Zufall; denn zurückpassiert auf der Straße war er nicht.

Der achte Tag jedoch machte allen Hoffnungen ein Ende. Auf der siebzehnten Station hatte Iwan Zline die Pferde gewechselt (man erinnerte sich dort genau an ihn) — auf der achtzehnten Station war er nie angekommen! Keinen Reisenden hatte man dort gesehen, seit der Konvoi von den Silberminen durchgekommen war! Zwischen der siebzehnten und achtzehnten Station der Straße nach Werjinst war Iwan Zline, der Schmied, verschwunden.

Der Stationsleiter der achtzehnten Station war ein guter Mensch und hatte obendrein eine furchtbare Angst vor Paschkin. Er half ihnen, wo er nur konnte.

„Die Straße gerade hier ist selbst in der besten Zeit erbärmlich schlecht,“ erklärte er ihnen. „Jetzt, wo hoher Schnee liegt, geht es noch. Vor einem Monat jedoch, als alles überschwemmt war, konnte man auf dem direkten Weg überhaupt nicht passieren, sondern mußte von der sechzehnten bis zur neunzehnten Station die Schleife oben in den Hügeln fahren. Der Mann, den ihr sucht, ist tot. Nahm er diesen Weg, wie ihr sagt, so ist er meilenweit in Wasser gefahren, das den Pferden bis an die Bäuche reichte, und von der Straße abgekommen in den Fluß, da er den Weg nicht genau kannte. Mein Gott — sein Leichnam mag jetzt schon hinausgetrieben sein ins Meer!“

Stepan und der junge Schmiedegeselle sauskten entsetzt.

Am andern Morgen suchten sie mit dem Stationsleiter viele Meilen weit abwärts die Flußbänke ab. An den Ufern jedoch waren die Wasser des Flusses zu harten, eisigen Massen erstarrt, und nur in der Mitte rollten träge die grauschwarzen Fluten dahin wie eine unheimliche, nimmer endende Prozession. Regungslos sahen die Wasser aus, und doch krochen sie vorwärts, unerbittlich, und da und dort zeigten kaum bemerkbare Strömungswirbel und Kreise, wie gefährlich dieser Fluß war trotz seines stillen Aussehens. Die Suche war von vornherein aussichtslos; unter den Uferbänken ewigen Eises und in den grauschwarzen Wassern konnten tausend Leichen verborgen liegen in alle Ewigkeit.

„Woi,“ sagte endlich der Stationsleiter. „Wir suchen amjunkt. Der Fluß hat ihn verschluckt. Du wirst ihn nie wiedersehen.“

Stepan starrte auf die Wasser.

„Ich gehe vorwärts nach Werjinst,“ entschied er endlich. „Zwar werde ich dort meinen Vater nicht finden, aber ich will ganz sicher sein, daß er Werjinst wirklich nicht erreicht hat.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Dichter und die Idee.

Skizze von Paul Alexander Schettler.

(Nachdruck verboten.)

Es war einmal eine Idee. Die schaukelte sich an einem schmutzigen, ledigen Kronleuchter eines noch schmutzigeren, fledigeren Kaffeehauses. Nichtiger gesagt, sie schaukelte sich an dem Fliegenleimband, das von diesem Kronleuchter fortzieherhaft herabbaumelte. Weiß Gott, wie die kleine Idee hier in dieses Kaffeehaus geraten und ihre Freiheit an diesem Fliegenband eingebüßt hatte, das doch nichts anderes, als eben kleine, lästige Fliegen festhalten sollte. Dort sah nun die Idee, und all ihre Bappeln half ihr nichts. Der Fliegenleim war unbeschädigt.

Aber die Idee hatte einen guten Freund, den Zufall. Der verlieh sie auch nicht in ihrer Not. Unter dem Kronleuchter in der Kaffeestube stand ein Marmorstück. An diesem Marmorstück aber sah eine Dame oder ein Mädchen — was galt's. Sie sah blaß aus, obwohl sie kokett und bunt bekleidet war, und ihre Augen starrten stumpf in das Getränk, das vor ihr auf dem Tische stand, und in welchem sie mechanisch mit dem Löffel rührte.

Der Zufall, seines Zeichens Schavereudler, trat just von rückwärts an das bleiche Mädchen heran, sah es unter's Rium und hob seinen Kopf. Die Augen blieben wie von selber an dem Fliegen-

Papier hasten. Auf der Brücke dieses Blickes glitt die Idee in des Mädchens Auge, daß ihm plötzlich Tränen hervorströmten.

„Was hast du,“ ersannte eine tiefe Stimme neben ihr. Doch das Mädchen schüttelte nur den Kopf und wies mit der Hand nach dem Kronleuchter. Der Dichter, denn dieser hatte gefragt, sah nach oben.

„Das Fliegenpapier?“ fragte er kopfschüttelnd. Das Mädchen hob den Kopf und sah das verständnislose Gesicht ihres Fremdes. Da mußte sie lächeln.

„Lächel nur,“ sagte sie matt und tupfte sich die Wimpern mit dem Taschentuch, das sie nach Reseda zog.

Der Dichter starrte noch immer nach dem Fliegenpapier. Auf einmal war ihm, als höge etwas an ihm vorüber. Er haßte mit der Hand danach, wie nach einem Schmetterling. Dann schlug er mit der geballten Hand auf den Tisch.

„Fitzschel!“ rief er, „das ist ja eine Idee!“

„Ja, ich weiß nicht, was es ist,“ sagte das Mädchen. Der Dichter aber zog eine spitze Bleifeder und ein Notizbuch hervor und schrieb die Idee auf einer weißen Seite auf. Da war sie wieder gefangen, wenn auch diesmal in einem Papierbesteck in der Brusttasche eines Dichters.

Es war sehr eng und dunkel in der Tasche, zudem noch es starr nach Babal aus einer Muffe, die entrückt neben dem Notizbuch sich an die Dichterbrust schmiegte. Der Idee wurde es auf die Dauer unbehaglich an so finstern Ort. Sie unrornte und zappelte, daß es dem Dichter ganz warm in der Herzgegend wurde.

„Was hast du dir denn da aufgeschrieben?“ fragte Fitzschel.

„Die Idee, mein Schatz,“ sagte der Dichter warm und nahm des Fitzschels weiches, weiches Samtpfötchen in seine hageren Finger. „Siehst du, das, was dir da eben in die Augen geraten ist, Fitzschel!“

Fitzschel mußte lächeln. „Was du auch für Ideen hast, Schorisch, mir ist ja gar nichts in die Augen geraten.“

„Doch, doch,“ lächelte der Dichter spitzbübisch. „Und jetzt, siehst du, steckt es in meinem Bündel fein drin und entwischt mir nimmer. Und wenn's gut geht, wird's ein Feuilleton, kommt in eine Zeitung, wird gelesen und — bezahlt, und mein Fitzschel bekommt das Samtpfötchen, das sie sich schon so lange gewünscht hat.“

„Geh mit deinen Ideen, Schorisch, das Samtpfötchen möcht ich sehen.“ — Indessen war dem Dichter so behaglich am Herzen geworden. Die Wärme des — bis zum Kopfe. Herrgott, war das eine Idee — daß die Idee zu schaffen machte, das war eine von den steheimal genähten.

„Geh'n wir!“ sagte der Dichter plötzlich und brach auf. Es war ihm unbehaglich, solch eine ausgewachsene Idee mit sich herumzuschleppen zu müssen, die einem keine Ruhe ließ. Fitzschel schmolzte. Aber er sah es gar nicht. Und als sie schieden, sagte er mahnend: „Vielleicht wird's ein Roman, Fitzschel!“

Dann sah er plötzlich in seiner kalten Stube am Tisch. Vor ihm weiches Papier und ein Fläschchen Tinte.

Indessen hocte die Idee auf dem Notizblock wie eine allerkleibste Altputinymphe und sah mit blanken Augen dem Tintengetränk zu.

„Was machst du da?“ fragte sie endlich den Stöhnenden.

„Ach —?“ Er sah auf. „Dummes Ding. Ich erböje dich, oder magst du ewig in diesem Notizbuch eingeklemmt sein?“

Die Idee lächelte wehlagend:

„Wo los sein willst du mich, Dichterslein, he? — — — — Feigling!“

Der Dichter brummte nur: „Nicht deinetwegen, du Grasaß, Fitzschel braucht ein Samtpfötchen, daß du's weißt.“

„Also, wenn ich das gewußt hätt!“ schrieb die Idee, „daß ich dir so ein Wandelsartikel bin, du — du Seelenwecker, dann wäre ich dir weit vom Schuß geblieben, daß du's weißt!“

„Also bitte, unterbrich mich nicht in meiner Arbeit,“ schmauzte der Dichter. „Es muß dir übrigens eine große Ehre sein, von einem Dichter —“

„Bah,“ machte die Idee, drehte dem Dichter eine Nase und — schnupp — war sie verschwunden. Der Dichter riß die Augen auf, spreizte die Finger. Wie denn — was war denn mit der Idee —? Er blätterte durch die Bogen, süßte sich durch die Haare, sprang auf.

„Gang mich!“ riefte es aus einer Zimmerecke. Der Dichter stürzte dem Schall nach. „Gang mich!“ klang es unter dem Tisch hervor. Auch dort suchte er sie. Bald vom Schrank, bald aus dem Ofeneimer, bald vom Fensterjims. — Der Dichter tobte.

Mit einem Fluß fort er endlich aufs Sofa zurück, suchte mechanisch die Muffe hervor und begann die erregten Nerven durch Rauchen zu beruhigen. Während er paffte, streckte die Idee ihr karziges Köpfchen durch den Rauch dem Dichter entgegen und lachte: „Aber hier bin ich ja. Was suchen denn Euer Gnaden? Gefesselt an Euer Gnaden garziges Notizbuch hatt' ich Eures Winkes!“

Seltzam, dachte der Dichter, während er nun wieder schrieb. Genau wie Fitzschel. Und er schrieb und schrieb und schrieb. Die Nacht verging, und der Tag graute.

„Weißt du,“ sagte die Idee eines Tages zu ihm, „ihre Dichter seid doch Klünze. Warum plagst du dich mit mir kleinen Idee wie ein Holzhacker ab? Warum dieses Hokusfokus mit dem „Bannen“ und „Erlösen“? Wäre ich doch einem Bankdirektor auf das Eckentuch gestiegen oder einem Minister in die Aktenmappe

— das wäre amüsanter gewesen, als dir jetzt Modell sitzen zu müssen.“

„Vielleicht,“ nickte der Dichter, „vielleicht aber hätte der Bankdirektor aus dir eine neue Anleihe und der Minister einen neuen Gesetzentwurf gemacht.“

„Und was machst du aus mir, wenn ich fragen darf?“ fragte die Idee und blinzelte dem Dichter über die Schulter.

„Einen Menschenheitsroman!“ kurrte der Dichter, während seine Feder nur so flog.

„Einen Menschenheitsroman?“ ersannte die Idee, „und dazu hätte ich dich begeistert?“

„Ja,“ brummte der Dichter. „Aber jetzt sei so gut und stöh' mich nicht, sonst werde ich wahrhaftig nicht mehr fertig!“

„Nur noch eine Frage, mein Dichterslein!“ lispelte sie. „Wann wirst du mich endlich befreien?“

„Wann?“ machte der Dichter. „Bestenfalls in einigen Monaten, wenn ich mit meinem Buche fertig bin!“

„Das ist ja zum Wahnsinnigwerden!“ schüttelte die Idee. „Wäre ich doch am Fliegenpapier sitzen geblieben!“

Der Dichter lächelte.

Plötzlich begann die kleine Idee zu bitten und zu schmeicheln. „Wenn du deine kleine Idee siehst, Dichter, gib sie frei.“ bettelte sie, „wirf das dumme Manuskript fort. Es ist zu nichts nütze.“

Der Dichter schüttelte nur den Kopf. Am nächsten Tage, als er wieder über sein Manuskript gebeugt saß, begann die Unholdin wieder zu bitten und zu betteln. Mit allen Vöhen angrante sie den Fleißigen, malte ihm aus, wie draußen das Leben lockte und auf ihn warte, während er seine Zeit an ein dummes Manuskript verschwende, riet ihm, auf das Fitzschel besser acht zu geben, wenn er nicht wolle, daß es vor lauter Vernachlässigung seinerseits einen „Freund ohne Ideen“ ihm, dem Dichter, vorziehe. So toll trieb es die kleine Berufsdreierin, daß sich der Dichter auf ein Haar überreden ließ, das fast fertige Manuskript zu verpacken und hinauszuschicken in den blühenden Sommertag — da kam Fitzschel. Oder vielmehr ein Brief mit ihrer fäullich süßrigen Handchrift. Er habe sie zwei Monate lang sitzen lassen, sie glaube nicht mehr an das Samtpfötchen, er solle mit seiner Idee glücklich werden, überhaupt ein Dichter, so einen nähme sie nicht wieder, ihr fertiger sei „Konfektionär“, was schon ganz anders klinge, und überhaupt sei er Cavalier vom — übrigens tadellos gezogenen — Scheitel bis zur Vauchschspitze.

„Fitzschel!“ rief der Dichter aus.

„Siehst du?“ riefte die Idee.

„Nun ist schon alles eins!“ sagte er und zerriff statt seines Wertes den Abgabebrief. Danach die Feder tief in die Tinte und schrieb und schrieb ohne Aufhören bis zum Schluss. Und als er fertig war und das Wort „Ende“ unter das Manuskript gesetzt hatte, stand er auf, wie nach einem langen Traum. Er fuhr sich über die Stirn und nahm einen Schüdel Wasser.

„So, meine kleine Idee, jetzt sind wir miteinander fertig und du bist frei —“ wollte er sagen, indessen, soviel er sich auch im Zimmer umsah, er entdeckte nichts mehr von ihr. Am Ende war sie ihm schon längst entwischt, und er hatte es nicht bemerkt.

Es war schwül im Zimmer. Er riß das Fenster auf. Der kühle Nachtwind strich wie eine weichste Nase an ihm vorüber, die Nacht stand still und ernst über der Stadt, die ihren Lichtkreis gegen das dumpfe Schwarz warf. Die Sterne blinzelten wie neugierig fragende Augen in den dunklen Westenshirmen hinauf. Da war es dem Dichter, als sei der ganze Himmel eine durchlöchernte Zeltleinwand, hinter deren schabhaften Rippen Engelsaugen in die Welt lugten. Und das eine zwinkernde Neuglein, das ihn grüßte, erlöste ihm so vertraut. War das nicht das verstopfene Blinzel, das ihm nachelang Kopf und Herz warm gemacht? War's möglich? Dort oben am Himmel hing seine kleine Idee und lachte ihn, den Dichter, aus . . .

Da nahm er sein Taschentuch und winkte hinaus in die Nacht, dem ferne lächelnden Stern zu . . .

Fischkultur und Fischereiwesen im Baltischen Lande.

Aus Livland wird uns geschrieben: Unter den vielen Wirtschaftszweigen im Baltischen Lande, die als noch sehr ausbaufähig zu gelten haben, nehmen Fischerei und -fang nicht die letzte Stelle ein. Zwar sind auf diesem Gebiet in den letzten Jahrzehnten dank der rührigen Tätigkeit des über die Grenzen der baltischen Ostmark hinaus bekannten Ichthyologen M. v. z. Müllers und einiger Spezialvereine manche erfolgreiche Maßnahmen durchgeführt worden. Andererseits standen aber und stehen noch dem Bestreben, die baltische Fischkultur und das Fischereiwesen auf die Höhe zu bringen, manche elementaren Hindernisse im Wege. Hierzu gehört vor allem die Mehrherrigkeit vieler Gewässer. Die Ansätze von Fischereigebirgung, Fischereipolizei, Brutschonung usw. versagten in solchen mehrherrigen Gewässern völlig, insoweit dies in der Mehrzahl der Fälle, ganz besonders auf dem Peipussee, eine stark verwüsthende wirkende *Raubfischeerei* betrieben wurde. Unter der Voraussetzung der befriedigenden Lösung dieser wichtigen Rechtsfragen, geeigneter Maßnahmen gegen die Verwüsthung vieler Seen usw. bieten die baltischen Provinzen, besonders Liv- und Kurland, ein ungemein fruchtbares Gebiet für die Fischereikultur großen Stils.

Büchertisch.

Während sich Estland, das bloß etwa 250 meist kleine Seen hat, dank seiner zahlreichen stehenden Gewässer vorzugsweise für die Forellenzucht eignet, bietet Livland mit mehr als 1000 größeren Seen ein reiches Kulturfeld. Zu nennen sind namentlich der (freilich nur zum Teil zu Livland gehörende) riesige Peipussee (3600 Geviertkilometer), der mit ihm verbundene Wicksjärvi (278 Geviertkilometer), der 88 Geviertkilometer große Lubahnische See, der Burtneck-See (etwa 72 Geviertkilometer) usw. Die bisherigen livländischen Fangserträge werden von Nemern auf etwa 19 000 Zentner jährlich geschätzt und sind um mindestens das Doppelte steigerungsfähig. Die Erträge der vor dem Kriege in steter Zunahme begriffenen Teichzuchten sind in dieser Zahl nicht inbegriffen. Die livländische Teichzucht bezieht sich vorzugsweise auf Forellen. — In dem ebenfalls nicht sehr armen Kurland wird im allgemeinen bisher die Teichwirtschaft mit Karpfenkultur bevorzugt, indem es hier im Jahre 1912 insgesamt 154 Teichwirtschaften mit ungefähr 2750 Hektar Ausdehnung gab, die über 3600 Zentner Fische für 113 297 Rubel erzeugten. (Dagegen in Sachsen im Jahre 1907 rund 12 000 Teiche mit 8000 Hektar Fläche, in Bayern 25 000 Teiche mit 13 865 Hektar Fläche.) Im ganzen hat das Baltienland 2315 Geviertkilometer Seen, bzw. mit Einschluß der ganzen Peipusfläche über 5000 Geviertkilometer, die der Fischkultur z. T. noch zu erschließen sind. Die wirtschaftlich wertvollsten Fischzuchten sind der Brachs, Sandart, Hecht, Karpfen, Barsch, Bachs, Schleie, Aal, Neunauge, deren Brut von der auch in deutschen Fischzuchten geschätzten Dorpat-Brut anstalt mit bestem Ergebnis in verschiedenen baltischen Gewässern ausgeföhrt worden ist. Die Zahl der in dieser Brutanstalt (und in ihren Zweigstellen Salis in Livland und Riga) in den letzten drei Jahrzehnten erbrüteten Fische aller Art betrug über 27 Millionen Stück. Die Peipusmaräne ist von Dorpat sogar nach den oberbairischen Seen und nach Ostpreußen (Schüller See, Jästenborffer See) ausgeführt worden und gebeißt dort. Auch der berühmte teure Wolga-Sterlet findet im Baltienlande alle Vorbedingungen für gedeihliche Existenz.

Es ist zu betonen, daß die bisherigen baltischen Fischkulturlösungen, im Verhältnis zur Gesamtzahl der bestiehbaren Gewässer, erst Anfänge sind. Anfänge aber die den Mut zur Fortführung des Begonnenen und so mehr rechtfertigen, als dem Fisch in der Gegenwart in eine besonders wichtige Bedeutung als Volksernährungsmittel zukommt. Zu diesem Zweck wird auch der Meeresfischerei und der Fischkonserven-Industrie erhöhte Aufmerksamkeit zuzuwenden sein. Datten doch allein im Rigaschen Kreise die im Jahre 1911 aus Rigai in Fang hergestellten Konserven einen Wert von über 2 1/2 Millionen Mark, während die Hevaler und Bernauer Nucht in Friedenszeiten allein an sog. „Strömlingen“ (eine Art Bücklinge) und „Pillos“ (etwa den Sprotten entsprechend) zusammen gegen 60 000 Zentner lieferten, trotz der im ganzen recht primitiven Fangmethoden der Landbevölkerung. Auch längs der Küste Kurlands wird viel Fischfang getrieben, der bei höherer Fischereitechnik zweifellos steigerungsfähig sein dürfte. Mit Sorgfalt und Geschick kann das Baltienland somit zu einem sehr bedeutenden Fischland entwickelt werden.

— Den Kaiser und den Kronprinzen auf einem Gefechtsstand während der Kämpfe um Soissons im Juni d. J. zeigt die neueste Nummer 3918 der Leipziger „Illustrierten Zeitung“ (Verlag von J. J. Weber) nach einer in doppelseitigem Format wiedergegebenen Zeichnung des dem Befehle des Kaisers zugeleiteten Sonderzeichners Felix Schwormstedt. Willi Müller-Gera führt uns in der gleichen Nummer einen Sturmtrupp beim Einbruch in die feindliche Stellung und eine vorgehende Sturmbarrikade vor. Eine Reihe von Abbildungen bringt die originellen Schutzmaßnahmen gegen feindliche Flieger zur Anschauung, andere geben uns Kunde von den deutschen Truppen im Kaukasus. Claus Bergen hält das Artilleriegeschütz eines U-Bootes mit einer U-Bootsfalle im Bilde fest. Rudolf Linus eine ukrainische Dorfzene, Hugo v. Dreyne Motive aus türkischen Kriegserwählungen. Ueber die neuen Steuern und ihre finanzpolitische Wirkung verbreitet sich der bekannte Berliner Volkswirtschaftler Professor Julius Wolf. Das Vorgehen der Engländer am Eismeer unterzieht Hauptmann Müller einer kritischen Betrachtung. Den deutschen Vorkriegsstillstand schildert anschaulich eine Frontskizze von Wolf Hartert. Den Scherenschnitt des im Felde stehenden Bildhauers Ernst Penzoldt widmet Arthur Dobsch eine hübsch illustrierte Bildergang. Die „Kulturumbschau“ vereinigt lehrwürdige Vorträge namhafter Geister über verschiedene Fragen von allgemeiner Wichtigkeit.

— „Drauf!“ und „Bier Kriegsjahre!“ Die Rückblicke, zu denen uns die vierjährige Wiederkehr des Kriegsbeginns veranlaßt, finden eine vollstündlich geschriebene, ausgezeichnete militärisch-fachmännische Darstellung in zwei kleinen Schriften, die soeben zum Preise von 50 Pfg. im Verlage von Karl Siegismund, Berlin SW 11, erschienen sind. Es sind die vom Hauptmann im Generallstab Vodo Zimmermann mit zahlreichen übersichtlichen Kartenstücken versehenen Schriften „Drauf!“ und „Bier Kriegsjahre!“

— Taschenbuch für deutsche Pilzsammler. Kaum glaublich erscheint es, daß in der gegenwärtigen Zeit der Knappheit und Teuerung aller Lebensmittel noch ungeheure Massen guter Nahrungsmittel unbeachtet verderben, noch dazu solche Nahrungsmittel, die sich jedermann nahezu kostenlos verschaffen kann. Wir meinen die Pilze, die unsere Wälder und Felder in nahezu unerlöschlicher Fülle spenden und von denen wohl kaum der tausendste Teil, ja vielleicht nur der zehntausendste Teil der menschlichen Nahrung zugeführt wird. Da erscheint gerade zur rechten Zeit in Pesses Volksbücherei ein „Taschenbuch für deutsche Pilzsammler von Prof. C. Walther“ mit etwa 10 farbigen und schwarzen Bildern (Preis 1.25), das genaue Anleitung gibt, welche Pilze man sammeln soll; das Buch ist durchaus gemeinverständlich geschrieben, enthält auch eine ausführliche Abteilung „Pilzliche“ und darf jedermann warm empfohlen werden.

Gießener Hausfrauen-Verein.

Kochanweisungen.

Tomaten auf Bauernart. In eine feuerfeste, gefettete, niedrige Form, Nickelplatte oder Eierpfanne legt man dicht nebeneinander querdurchschnittene halbierte Tomaten, die mit viel, feingehacktem Schnittlauch und fein gewiegter Petersilie bestreut, gesalzen und gepfeffert werden. Auf jede Tomate gibt man ein erbsengroßes Stück Butter oder ein Paar Tropfen Del und läßt die Tomaten etwa 1/2 Stunde im Ofen gar werden. Sie sollen auch gute Form behalten und nicht bräunen. Auch ohne Bratofen läßt sich das Gericht an der Herdseite, mit Deckel bedeckt, herstellen.

Tomaten mit Pilzfüllung. Ausgehöhlte, rohe Tomaten füllt man mit einer Fülle aus feingehackten Pilzen mit gewiegter Petersilie und ein paar Löffeln dicker Bechamelsauce gemischt und läßt die Tomaten auf dem Backblech, mit etwas Fett bepinselt.

Gebackene Tomaten. 6—8 Tomaten werden vorsichtig mit einem Teelöffel ausgehöhlt. Aus dem Tomatenmark, sowie ein paar klein geschnittener Tomaten wird mit Zwiebel und Gewürzen ein Brei gekocht, mit einer Mehlschicht gebacken und in die Tomaten gefüllt. Die Tomaten werden in eine gefettete, feuerfeste Form gesetzt, mit geriebenem Brot und gehackter Petersilie bestreut, mit zerlassenen Fett betränfelt und 1/4 Stunde im Ofen gebacken.

Zusammenstellrätsel.

L	R	P	O	U	A	V	I	L
O	B	R	O	N	N	R	A	W
G	M	E	L	N	D	L	E	H

Vorstehende Quadrate sind so zu drehen und aneinanderzusetzen, daß drei wagerechte Buchstabenreihen entstehen, die Wörter von folgender Bedeutung ergeben: 1. Insel im Norden Europas; 2. bekanntes kleines Bad in Preußen; 3. bekannte englische Stadt. (Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Logogriffs in voriger Nummer.
Rabe, Roje.

Sie haben Tod und Verderben gespion...

„Sie haben Tod und Verderben gespion,
Wir haben es nicht gelitten“ ...
Schon teilen sich in ihre Kolonien
Auf dem Papier die Briten.

Sie haben Tod und Verderben gespion,
Sie kamen in Tanks und Flammen;
Der erste achte August erschien —
Wir bisßen die Bähne zusammen.

Sie haben Tod und Verderben gespion,
Sie blühten in Downen und Wettern,
Der Haig schmückt sich mit Kattusgrün,
Der Koch mit Lorbererbältern.

Sie haben Tod und Verderben gespion,
Tagtäglich wird es hinter:
D'Amunzio flattert über Wien
Und wirft eine Foljetong runter.

Er hat bedruckte Papiere gespion,
Die sich im Fall enthüllen;
Entseht sah man die Leute fliehn
Vor ihren Wortgeschwülsten.

Und ob sie Worte und Bomben sein, —
Wir zählen nicht zu den Schwachen.
Wir siehn — so wie die Wacht am Rhein.
Wir sind nicht totzumachen.

Gottlieb im Tag.